

Wie ist qualitatives Wachstum möglich?

4. Gespräch:

Lebensstil- und Werteforschung: Ansätze zur Veränderung des Verbraucher-verhaltens, Entwicklungstendenzen zur Öko-Moral, Erlebnisgesellschaft und Post-Materialismus als Chance?

Die Kreativität sozialen Handelns zurückgewinnen: schöpferische Betätigung im Gemeinwesen

Prof. Dr. Hans Joas

„From the Self-Made Man to the Man-Made Self“ – so lautet in einer der neueren amerikanischen Zeitdiagnosen die Formel für den sozialpsychologischen Umbruch der Gegenwart. In einer originellen Studie untersuchten zwei Autoren die Kinder derjenigen Personen, deren Befragung in den fünfziger Jahren die empirische Grundlage für die Behauptung vom „Organization Man“ abgab – jenes Persönlichkeitstypus also, für den eine strikte Trennung charakteristisch war zwischen einem rein instrumentell geführten Berufsleben und einem Privatleben, das den expressiven Impulsen ausgiebig Raum gab, ohne dabei freilich jemals den Rahmen sozialer Konformität zu überschreiten. Eben diese Trennung aber, die in der klassischen Industriegesellschaft als selbstverständliche Voraussetzung gesellschaftlicher Stabilität gegolten hatte, werde – so die Autoren – von der Generation der Kinder des „Organization Man“ immer weniger akzeptiert. Immer mehr verbreiten sich heute Versuche, jenseits dieser Trennung zu eigenen Lebensstilen zu finden, die Instrumentalität und Expressivität versöhnen. Bewußtsein und Anspruch des Selbstausdrucks und der Selbstverwirklichung, ja der Selbsterzeugung und Selbstschöpfung sind immer häufiger und immer stärker anzutreffen. Die Prognosen der kulturkritischen Tradition, derzufolge die Menschen immer mehr zu „Lurchen“ (Adorno) würden, zu bloßen Reflexwesen ohne echte eigene Wertmaßstäbe und Spontaneität, den Versuchstieren behavioristischer Forschung ähnlich, wirken auf diesem Hintergrund immer unplausibler. Die hochentwickelten westlichen Gesellschaften werden von ihren Bewohnern keineswegs mehrheitlich als hermetisch geschlossene „verwaltete Welt“ oder als „eherne Gehäuse der Hörigkeit“ (Max Weber) erfahren.

Nicht alle Beobachter der Zeit können sich aber dazu entschließen, in solchem Wertewandel zur Kreativität bereits ein hoffnungsvolles Zeichen für eine steigende Gestaltungsfähigkeit in den menschlichen Angelegenheiten, für Autonomie im klassischen Sinn der Selbstgesetzgebung, zu sehen. Denn dieser Wertewandel, so er denn stattfindet, ist ja in seinen Konsequenzen für politisches Handeln höchst vieldeutig. Vielleicht ist er nur die süße Begleitmelodie zu einem ernsten Verlust an Werten und normativen Selbstverständlichkeiten oder einem drastischen Zuwachs an Kontingenz in allen sozialen Hinsichten, angesichts derer von einer freien Gestaltung des

Gemeinwesens durch die Bürger nicht sinnvoll die Rede sein kann. Vielleicht ist dieser Wertewandel nur Symptom eines neuen Privatismus, durch den der individuelle Anspruch auf Zerstreung und Erlebnis oder auch auf die Gestaltung der Lebensführung zu einem ästhetischen Ganzen die unter Sachzwängen stehende verantwortungsvolle Regelung der öffentlichen Aufgaben eher gefährdet. Dann würde die Zunahme des Kreativitätsideals die Autonomie des Gemeinwesens insgesamt gerade beeinträchtigen und eher der Regellosigkeit oder Anomie Vorschub leisten. In einer wieder anderen Perspektive dagegen erscheint die Spaltung von Kreativität und Autonomie als die Voraussetzung dafür, endlich den erdrückenden Zwang des Autonomie-Ideals in der Persönlichkeit der Individuen zu beseitigen, um ihrer Kreativität und dem freien und toleranten Spiel der kulturellen Strömungen allen Raum zu geben. Zwischen Postmoderne-Apologeten und Kommunitarismus-Aktivisten, bei Niklas Luhmann und Richard Rorty, bei Robert Bellah und Gerhard Schulze findet sich für jede dieser Auffassungen eine gewichtige Stimme in der gegenwärtigen öffentlichen Diskussion. Um hier im Gewirr der meist sehr selbstbewußt auftretenden und auch begierig zur Kenntnis genommenen Zeitdiagnosen Klarheit zu schaffen, bedarf es der begrifflichen und der empirischen Arbeit. Weitläufige theoretische Ausführungen über das menschliche Handeln und die Identität der Person will ich Ihnen beim heutigen Anlaß ersparen. Ich möchte mich statt dessen nach einer knappen Präzisierung meines Verständnisses von Kreativität darauf konzentrieren, positive und problematische Formen ihrer Artikulation zu skizzieren. Aus der näheren Betrachtung der positiven Form folgen dann auch einige Ausblicke auf optimistisch stimmende Gegenwartstendenzen und mögliche Handlungschancen für die Bewältigung der Gegenwartsprobleme.

Die Strebungen nach Kreativität sind nicht aus sich heraus individualistisch beschränkt. Bei optimistischen wie pessimistischen Betrachtern der Zunahme von Selbstverwirklichungswünschen gibt es die Neigung, diese Zunahme vorschnell im Sinne eines expressiven Individualismus zu deuten, der zwar schon lange als romantische Gegenströmung zur Kälte des utilitaristischen Individualismus vorhanden war, aber erst in einer Gesellschaft des Überflusses an Freizeit und Konsumgütern sich massenhaft ausbreiten konnte. Aber dabei wird stillschweigend angenommen, daß die Tendenzen zu umfassender Kreativität bereits ins Individuelle abgedrängt sind. Wenn etwa Gerhard Schulze den Übergang zur „Erlebnisrationalität“ beschreibt, dann nimmt er nicht nur recht pauschal die universelle Verbreitung der Mentalität des „Schaffe-spare-Häus’le-baue“ für die jüngere und fernere Vergangenheit an, sondern er konfundiert für die Gegenwart m. E. dreierlei: die Steigerung der Optionen des menschlichen Handelns, den Wandel von einer soziozentrischen zu einer individualistischen Orientierung und den Übergang von einer Orientierung aufs sinnvolle Handeln zu einer erlebnisbezogenen Manipulation des eigenen Innenlebens. Aber selbst unter Knappheitsbedingungen wurde doch nicht alles Handeln nur dann als sinnvoll erlebt, wenn es der Überwindung der Knappheit diene. Nach Überwindung der Knappheit kann sinnerfülltes Tun genauso im Mittelpunkt stehen wie Erlebnisorientierung: das Kochen als Vergnügen anstelle des blasierten Wählens zwischen den Nummern der

Speisekarte. Und das sinnerfüllte Tun muß kein einsames sein oder kann selbst als einsames auf imaginäre Andere bezogen bleiben.

Mein Verständnis umfassender Kreativität läßt sich anhand einer Begrifflichkeit erläutern, die ich der „humanistischen Psychologie“ Abraham Maslows entnehme, welche ja für die ganze Wertewandelforschung eine wichtige Rolle spielt. Maslow unterscheidet zwischen primärer, sekundärer und integrierter Kreativität. Unter primärer Kreativität versteht er die Freisetzung von „Primärprozessen“ der Phantasie und Vorstellungskraft, des Spielerischen und Enthusiastischen. Als sekundäre Kreativität bezeichnet er dagegen die rationale Produktion von Neuem in der Welt etwa durch technische oder wissenschaftliche, auch durch alltagspraktische Problemlösung. Wir befinden uns heute in einer Krise dieser sekundären Kreativität – nicht im Sinne der Unmöglichkeit weiteren technischen, wissenschaftlichen oder wirtschaftlichen Fortschritts, sondern durch die unabweisbaren Zweifel, ob sich denn die möglichen unendlichen Fortschritte in gesellschaftlichen Teilbereichen auch wirklich zu einem wertvollen Ganzen addieren, das den Namen des Fortschritts im Singular verdient. Wenn wir diese Fortschrittszweifel nicht einfach rationalistisch oder hyper-modernistisch verdammen, gelangen wir zu einer Neubewertung der primären Kreativität, die nicht länger als Residuum des Kindlichen, Primitiven oder bloß Spielerischen erscheint. Aber für diese Neubewertung ergeben sich zwei Möglichkeiten. Es kann eine Sehnsucht nach primärer Kreativität geben, die alle sekundäre Kreativität verachtet. Dies ist der regressive Weg eines Irrationalismus im strengen Sinn. Es kann aber auch eine Integration von primärer und sekundärer Kreativität gedacht werden. Dies ist Maslows dritter Typus. Hier führt die Distanz zur ausschließlichen Hochschätzung der sekundären Kreativität zu einer höheren Kreativität, die eben nicht die Kontrolle von Rationalität und Kritik ablehnt. Das große Werk – so schreibt Maslow – „bedarf nicht nur des plötzlichen Einfalls, der Inspiration, der Grenzerfahrung, sondern es erfordert auch harte Arbeit, lange Schulung, unnachgiebige Kritik, perfektionistische Kriterien. Anders formuliert, auf das Spontane folgt das Überlegte, auf die totale Akzeptierung folgt Kritik; auf die Intuition folgt strenges Denken; nach dem Wagnis kommt Vorsicht; nach der Phantasie und Imagination kommt die Wirklichkeitserprobung. (Maslow, Psychologie des Seins. München 1986, S.148) In diesem Begriff der „integrierten Kreativität“ wird die Offenheit und Unvorhersehbarkeit der Selbstartikulation mit der Verantwortungshaftigkeit der Selbstkontrolle zusammengebracht. Die Selbstkontrolle aber verweist auf die anderen. Kreativität kann durch deren Kritik und durch Selbstkritik nicht erstickt, sondern gesteigert werden. Dieser nicht-individualistische Begriff von Kreativität sensibilisiert erst für die Wahrnehmung der individualistischen Einschränkungen, denen das Verständnis der Kreativität heute unterliegt.

Der Begriff der Partizipation scheint mir am besten dazu geeignet, die von den Tendenzen zur Privatisierung und zur „Erlebnisrationalität“ noch nicht zum Schweigen gebrachten Wünsche nach öffentlicher, erlebbarer Sozialität und folgenreicher schöpferischer Betätigung im Gemeinwesen zu bezeichnen. In

der Partizipation an den Organisationen und Institutionen demokratischer Politik und Kultur, in den sozialen Bewegungen, die den flüssigen Untergrund der Demokratie darstellen, an Arbeitsplätzen und in Nachbarschaften sowie im vorpolitischen Raum zwischenmenschlicher Hilfe – in all diesen Bereichen können rationale Interessenverfolgung, moralische Verpflichtung und kreative Selbstentfaltung unter günstigen Umständen als ungeschieden erfahren werden. Partizipation ist aber nur dann eine praktische Form integrierter Kreativität, wenn sie nicht nur Verfolgung eigener Interessen unter Vorspiegelung einer Gemeinwohlorientierung ist oder als bloße Erfüllung einer moralischen Pflicht absolviert wird, abgehoben von einer im Privaten verbleibenden Selbstentfaltung. Umgekehrt verfehlt natürlich auch eine Instrumentalisierung der Partizipation zu Zwecken einer individualistisch verstandenen Selbstentfaltung ihren Sinn. Bevor ich die Möglichkeit einer Integration von Interessenverfolgung, moralischer Orientierung und Selbstverwirklichung in der Partizipation ein wenig näher untersuche, will ich zwei Umformungen des Kreativitätspotentials charakterisieren, die für die Signatur der achtziger Jahre einerseits, für die frühen neunziger Jahre andererseits eine bestimmte Repräsentativität beanspruchen können.

Die achtziger Jahre hat man die Dekade der Yuppies genannt. Wir denken bei dieser Bezeichnung an einen Typus von Zeitgenossen, die weder beim schrankenlosen Einsatz der Mittel, die zu wirtschaftlichem und beruflichem Erfolg führen können, noch beim Genuß der Schönheiten des Luxus und des Vergnügens in Lebensstil und Freizeit ein schlechtes Gewissen kennen. Geldgier und Karrieregeilheit sind bei ihnen ebenso entmoralisiert wie Verschwendung und demonstrativer Konsum im Angesicht sozialer Ungleichheit. Das Spannungsverhältnis von Normativität und Kreativität ist hier völlig stillgestellt. Das „Yuppiehafte“ sehe ich in allem unspezifischen Hunger nach neuen Erfahrungen um der Neuheit willen und in allen Lebensstilen, die ohne Anspruch auf Verallgemeinerung auftreten. So richtig es ist, daß eine demokratische Kultur Toleranz für die verschiedensten Lebensstile und große Spielräume für deren freie Wahl erfordert, und so wenig die notwendig im Plural vorkommenden Lebensstile gleichzusetzen sind mit universalisierbaren Forderungen ans Gemeinwesen, so wenig können sie völlig entmoralisiert werden. Ein Rest von Zumutung an andere muß bleiben. Wenn dieser Rest verschwindet, verkommt die kulturelle Innovation zur privatistischen Enklavenbildung (den „Erlebnismgemeinschaften“) – und gibt damit den öffentlichen Raum frei für diejenigen, die dort sehr wohl die Durchsetzung ihrer Prinzipien und Interessen suchen. Unermüdlich wiederholen die Postmodernen den Gedanken, daß starrer Konsens das schöpferische Potential der Differenz eliminiert. Aber dieses Schöpferische im Sinne der integrierten Kreativität geht doch auch verloren, wenn die Differenz spannungslos wird, weil keiner der Beteiligten sich mehr mit Liebe an bestimmte Eigene gebunden fühlt, keiner das Andere dadurch als möglicherweise heilsame, vielleicht erschütternde Provokation zur ernsthaften Selbstveränderung erlebt, und alle Gerichtetheit auf einen möglichen Konsens – und sei es der über die Differenz – verschwunden ist.

Nach dem Ende der „me-decade“, das oft auf den Börsenkrach von 1987 datiert wird, drohen in den neunziger Jahren Stilformen expressiver Gewalt repräsentativ zu werden. Selbstverständlich kann Gewalt in utilitaristischer Nüchternheit oder aus dem Gefühl moralischer Verpflichtung heraus angewendet werden. Aber charakteristischer für den Gewaltausbruch der letzten Jahre ist individuell oder meist kollektiv spontan verübte Gewalt. Diese verstehen wir aber nicht, wenn wir ihr einfach angebliche Protestziele unterstellen oder sie auf Wertorientierungen oder deren puren Verlust zurückführen. Wir müssen sie vielmehr als Resultat einer interpersonalen Eskalationsdynamik auffassen, deren Ausgang in verschütteten Wegen zur integrierten Kreativität liegt. Wo Partizipation als unmöglich erscheint und Kreativität nicht sinnvoll in die persönliche Balance eines sinnvollen Lebens eingegliedert werden kann, staut sich ein am Ausdruck gehindertes Potential. Im Enthusiasmus der Gruppengewalt werden Erfahrungen der Stärke und des Zusammenhalts gemacht, für die es an konstruktiven Gelegenheiten mangelt. Wo die postmoderne Koexistenz heterogener Lebensstile nicht intellektuelles Vergnügen bereitet, sondern als Überforderung erlebt wird und Angst macht, kann Gewalt gegen die Fremden und die Schwachen entstehen. Selbst an den Rändern des studentischen Milieus findet sich heute eine zur Fremdenfeindlichkeit spiegelverkehrte Selbstinszenierung sogenannter „autonomer“, von Kampfmythologien und Gewalterlebnissen existentiell faszinierter Militanter.

Die Unterscheidung der Partizipation von den negativ geschilderten Formen der Kreativität ist unverhohlen normativ. Tatsächlich plädiere ich für die moralische Zügelung von Yuppisierung und Gewalt, für eine entschiedene Remoralisierung der gesellschaftlichen Selbstverständigungsdiskurse. Aber dies ist nicht gleichzusetzen mit einem Plädoyer für die Werte einer angeblich guten alten Zeit. Kreativität und Partizipation können vielmehr die Stichworte für neue Tugenden, zeitgenössisch adäquate Werte sein. Um die empirischen Chancen für eine solche Umorientierung zu eruieren, müssen wir uns zuerst von der Neigung lösen, unsere Gegenwart nur unter dem Aspekt des Werteverfalls und des Gemeinschaftsverlusts zu sehen. Allzu rasch schleicht sich in die soziologischen Zeitdiagnosen seit hundert Jahren eine Wahrnehmung des Verfalls von Solidaritäten und Gruppenbindungen ein; diese werden bestenfalls als letzte noch vorhandene Reste ehemaliger – etwa dörflicher oder industriegesellschaftlich-proletarischer – Solidarität verbucht. Außerhalb des amerikanischen Kommunitarismus und seiner Vorläufer wird kaum auf die ganze Breite existierender, keineswegs immer von Auszehrung befallener Gemeinschaften geachtet und noch weniger auf die Neuentstehung neuer Gemeinschaften und neuer Gemeinschaftstypen.

Wenn wir die Zahlen der Mitgliedschaft (nach: Datenreport des Statistischen Bundesamts 1992) in Vereinen, Parteien usw. in Deutschland betrachten, entsteht weiterhin das Bild einer beeindruckend stark in Gemeinschaften lebenden Gesellschaft. 21 Millionen Deutsche gehören einem Sportverein an, 1,8 Millionen sind Mitglieder im Deutschen Sängerbund, 2,2 Millionen in einer politischen Partei, von Gewerkschaften und Kirchen ganz zu schweigen.

Man wird mir entgegengehalten, daß nur ein kleiner Teil dieser Mitglieder wirklich aktiv in den Organisationen lebt und nicht nur als „Karteileiche und „tote Seele“ registriert ist. Aber dem ließe sich wieder entgegenhalten, daß viele Aktivitäten und lebendige Gemeinschaften in diesen Zahlen eben nicht enthalten sind. Wieviele Chöre und Musikgruppen sind nicht offiziell vereinsmäßig organisiert, wieviele Gruppen treffen sich regelmäßig zum Sport oder zu Stadtviertelinitiativen, ohne hier eingerechnet zu sein? Mir ist fürs gegenwärtige Deutschland keine Studie bekannt, die sich frei von der Perspektive des ständig fortschreitenden Gemeinschaftsverlusts um ein realistisches Bild existierender Gemeinschaftsbindungen bemühte.

Für die USA dagegen liegen entsprechende Untersuchungen vor. Ein griffiges Resultat einer der neuesten und gründlichsten Arbeiten (Robert Wuthnow, *Sharing the Journey. Support Groups and America's New Quest for Community*. New York 1994) lautet etwa, daß 40 % aller Amerikaner einer selbstorganisierten Gemeinschaft angehören, die sich regelmäßig und in nicht sehr großen Zeitabständen trifft und eine gemeinsame Intention verfolgt, ohne deshalb als bloße Interessengemeinschaft bezeichnet werden zu können. Sport- und Hobbygruppen, Gruppen zur gemeinsamen Romanlektüre oder Bibelexegese, Jugendgruppen und Ehepaargruppen, Frauengruppen und Männergruppen, Gruppen zur Überwindung einer Sucht oder zur Stabilisierung der Überwindung, politische Gruppen und Bürgerinitiativen: das Spektrum ist sehr weit. Zwei Drittel dieser zahllosen Gruppen sind in den USA deutlich an eine Religion gebunden und im Umkreis von Kirchen oder Synagogen entstanden. Deutschland ist gewiß in Hinsicht auf diese säkularisierungsresistente Religiosität und überhaupt auf die lange Tradition freiwilliger Vereinigungen der Bürger nicht mit den USA gleichzusetzen. Aber das heißt ja nicht, daß wir parallele Phänomene in Deutschland ganz ignorieren dürften. Hinzu kommt, daß zumindest viele neu entstehende Typen von Gemeinschaft – etwa quasi-therapeutische Selbsthilfegruppen – als Gemeinschaften unter den Bedingungen des Wertewandels zur Kreativität und der Individualisierung aufzufassen sind. Gemeinsame Herkunft oder die Verknüpfung zu einer Schicksalsgemeinschaft sind hier eher die Ausnahme als die Regel. Aber dies reduziert die Gruppen wiederum nicht zu bloßen Erlebnisgemeinschaften oder Formen einer kollektiv-narzißtischen Selbstbespiegelung. Die wechselseitige Hilfe in Notfällen wird häufig von den Mitgliedern solcher Gruppen erwartet. Die Erzählung der eigenen Lebensgeschichte und die Schilderung akuter persönlicher Probleme finden in diesen Gruppen statt. Aus ihnen heraus entwickeln sich – wenn dies nicht schon Motiv des Zusammenschlusses war - karitative Aktivitäten und Bestrebungen, der Gemeinde in einem weiteren Sinn zu dienen. Die Identität der Gruppenmitglieder wird von solcher Gemeinschaftlichkeit nachhaltig beeinflusst; auch die Werte, an denen sie sich orientieren, erfahren oft hier ihre Durcharbeitung und Präzisierung. Was Gerechtigkeit oder Frieden bedeutet, ist ja nicht selbstverständlich klar, sondern bedarf der erfahrungsnahen Konkretisierung. Solche Gemeinschaften bilden die lebendige kommunikative Infrastruktur einer demokratischen Gesellschaft. An diese können Programme anknüpfen, die sich eine Lösung zentraler

Gegenwartsprobleme von einer Stärkung der Partizipation versprechen. In Deutschland stehen eine staatszentrierte Tradition und ein aus historischen Gründen außerordentlich gebrochenes und prekäres Verhältnis zu Traditionen des Gemeinschaftsgeistes einer solchen Programmatik im Wege. Forderungen der amerikanischen Kommunitaristen wie die nach einer Verstärkung ehrenamtlicher Arbeit, der Beteiligung der Bürger an der Kriminalitätsbekämpfung oder einer nationalen Dienstpflicht („national service“) haben in deutschen Ohren einen ganz anderen, manchmal fast unheimlichen Klang. Aber mutatis mutandis scheint mir auch hierzulande die Stärkung von Partizipationsmöglichkeiten bei gleichzeitiger Vermeidung von Verantwortungsdiffusion die Richtschnur für drängende Reformen. Ohne die Zurechnung von Verantwortung ist die Stärkung der Partizipation allerdings davon gefährdet, effizienzarm oder leistungsfeindlich zu werden. Partizipation im Gemeinwesen auf den verschiedenen Ebenen ist geeignet, die Bedürfnisse nach Kreativität mit der Notwendigkeit integrierender Werte zusammenzuführen. Auch sie freilich darf nicht in falscher Emphase zum Synonym für ein gelingendes Leben gemacht werden. In der Balance eines sinnvollen Lebens wird öffentliche Betätigung immer nur ein – allerdings wesentlicher – Teil sein.

Zur Frage: Wie ist qualitatives Wachstum möglich?

Völlig zurecht haben verschiedene Teilnehmer unserer Diskussion eindeutige Schlußfolgerungen aus unserer Beschäftigung mit dem Wertewandel gefordert, bevor wir zur Diskussion über die Möglichkeit eines qualitativen Wachstums übergehen. Drei Fragen sind zu beantworten: 1. Gibt es Wertewandel?; 2. Wollen wir diesen Wertewandel?; 3. Was können wir in Richtung dieses Wertewandels tun?

Ich will versuchen, diese klaren Fragen ohne herumzureden klar zu beantworten. In meinem Vortrag bin ich unumwunden von einem gegenwärtigen Wertewandel in Richtung „Kreativität“ ausgegangen. Im Unterschied zu einem beträchtlichen Teil der Wertewandelforschung habe ich mich aber darum bemüht, die innere Vieldeutigkeit dieser Entwicklung herauszuarbeiten. Die Ausdrucksformen dieses Wertewandels – zwischen Partizipation, Kommerzialisierung und expressiver Gewalt – sind sehr unterschiedlich. Zusätzlich habe ich zwei Einschränkungen deutlich gemacht. Der Wertewandel findet auf dem Hintergrund eines stabilen Wohlfahrts- und Rechtsstaates statt. Sollte diese Stabilität in Frage stehen, können die Chancen des Wertewandels dadurch gemindert werden. Weiterhin ist zu bedenken, daß das Bild des Zustands, der vor dem Wertewandel zur Kreativität (oder zu „post-materialistischen“ Werten) herrschte, nicht zu sehr simplifiziert werden sollte.

Die Frage, ob dieser stattfindende Wertewandel wünschbar ist, kann nur in Abhängigkeit von den verschiedenen Ausdrucksformen der neuen Werte beantwortet werden. Den Wertewandel zur „integrierten Kreativität“ (Abraham Maslow; vgl. meinen Vortrag) bejahe ich eindeutig. Hier ist allerdings hinzuzufügen, daß die Begrenzung jedes Wertewandels nicht aus dem Blick

geraten darf. Insofern der Wertewandel zunächst individuelle Werte und Einstellungen betrifft und nicht institutionelle Prozeduren, ist er in seiner Reichweite allemal begrenzt.

Bleibt die Frage, was wir tun können. Skeptisch stehe ich Konzeptionen eines intentionalen Wertewandels gegenüber. Die Vorstellung, die neuen Werte könnten durch Maßnahmen von oben - von staatlicher Seite oder durch Eliten - verbreitet werden, halte ich nach bisherigen historischen Erfahrungen nicht für plausibel. Für die amerikanischen Kommunitaristen, an deren Perspektive ich mich ein wenig orientiere, ist die Vorstellung eines vom Staat induzierten Wertewandels abwegig. Ihr Vorbild ist eine soziale Bewegung nach dem Vorbild des „Progressive Movement“, das zwischen etwa 1890 und 1914 die amerikanische Innenpolitik wesentlich beeinflusste.

Für die konkrete Stärkung der Tendenzen in Richtung qualitativen Wachstums schlage ich vier Dimensionen von Überlegungen vor.

1. Selbstverständlich bedarf es der staatlichen Umsteuerung, die von der gegenwärtigen Bundesregierung allerdings kaum zu erwarten ist. Innerhalb der Öffentlichkeit zeichnet sich dagegen ein Konsens in vielen Fragen ab, der durch ein konkretes „Hundert-Punkte-Programm“ zum Angebot einer reformorientierten Regierungsalternative werden könnte.
2. Ganz wesentlich erscheinen mir weiterhin institutionelle Reformen, die ich – in Anlehnung an John Dewey – als „kreative Demokratie“ bezeichne. Die Idee der Demokratie wird in bestimmten Institutionen und Prozeduren immer nur eine partielle Verwirklichung finden. Konkret denke ich hier an den Einbau von Elementen direkter Demokratie; die Stärkung kommunaler Selbstverwaltung und – im ökologischen Kontext besonders wichtig – die Schaffung kommunaler Ressourcenverantwortung; die Zurückdrängung lobbyistischer Interessen aus dem parlamentarischen Willensbildungsprozeß; die Relativierung der Rolle der politischen Parteien; die Wiederaufnahme der in Deutschland fast völlig in Vergessenheit geratenen Medienpolitik.
3. In meinem Vortrag, den ich hier nicht wiederholen muß, habe ich besonderen Nachdruck auf die Bewahrung, Stützung und Weiterentwicklung einer kommunitären demokratischen Kultur gelegt.
4. Zu wenig Berücksichtigung findet in den Diskussionen über qualitatives Wachstum die internationale Dimension. Hier optiere ich für eine auf vielen Ebenen zugleich laufende Verknüpfung von Staaten jenseits des Hobbesschen Kampfes egoistischer souveräner Staaten gegeneinander, aber auch diesseits der Herausbildung neuer Superstaaten.

Die Tendenz meiner Vorschläge in allen vier Dimensionen war es, nicht wie viele naturwissenschaftliche Beiträge zu den Kempfenhausener Gesprächen von einer naturgesetzlich fortschreitenden „Differenzierung“ in sozialer Hinsicht zu sprechen, sondern eine demokratische Beeinflussung von Art, Grad



und Richtung funktionaler Differenzierung für möglich zu erklären. Die Formel für die Vorschläge, die ich andernorts entwickelt habe (vgl. Soziale Welt 41, 1990, S. 8-27) lautet entsprechend: Die Demokratisierung der Differenzierungsfrage.